

Interhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 144.

Freitag, 22. Juni.

1928.

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Ein drückend heißer Sommertag. In der Halle ihres schönen Hauses saß die Frau Defonomierat Lassing, die Hände in den Schoß gefaltet, die Augen geschlossen. Aber sie hörte alles, was auf dem großen Wirtschaftshofe vor sich ging. Seit fünfundzwanzig Jahren war der bequeme Sessel in der Nähe des Kamins ihr Sitz, wenn ihr Mann nicht zu Hause war. Der brachte jetzt die einzige Tochter mit ihren beiden Kindern zur Bahn; sie war an einen Fabrikbesitzer in Kassel verheiratet. Wehe war der gebrechlichen Frau ums Herz. Gesund die Kinder, riesen von Wuchs, gesund der Mann, und sie schleppete sich auf ihren Stuhl gestützt nun ein Vierteljahrhundert, seit der Geburt der Zwillinge, durchs Haus. Und war doch all die Zeit umgeben gewesen von Liebe und Rücksicht. Sie, die so gerne die Hände gerührt hatte. Nur noch mit ihrem Rute konnte sie Mann und Kinder dienen. Sie hatte ja Zeit, alles gründlich zu überdenken. Ihr Verstand war scharf. Man tat nichts im Hause, ohne mit ihr vorher darüber zu sprechen. Der älteste Sohn war dreißig, der erbte das schöne Gut, die Tochter war versorgt; die Zwillinge, Kurt und Ernst, waren jetzt auch zu Hause, nachdem sie in hervorragenden Wirtschaften tüchtig gelernt hatten. Unzertrennlich waren die beiden. Sie konnte sich kaum entzinnen, daß es jemals Streit zwischen ihnen gegeben hatte. Diese Kinder, die ihr das schwere Leiden gebracht hatten, waren ihre Lieblinge. Wenn sie an die Zwillinge dachte, huschte ein Lächeln um ihren Mund...

Pferdegetrappel! Ihr Mann kam von der Bahn. Er führte selbst die Zügel, sie hörte es am Hufschlag. Der Wagen hielt vor der Auffahrt. Laut und herrisch die Stimme des Defonomierates. Er gab dem Kutscher Anweisungen. Kurz, abgehackt waren die Sätze. Dann schritt er die Stufen der Freitreppe herauf, öffnete das Portal mit festem Griff. Betrat die Halle, nahm den Hut ab, wischte sich mit dem Tuche den Schweiß von der Stirn, der große, breitschulterige Hausherr mit dem weit auf die Brust herabwollenden grauen Vollbart.

„Wie schön fühl ist es hier,“ sagte er . . . „liebe Frau“ . . . Weich war die herrische Stimme geworden, mit ausgestreckter Hand ging er auf den Sessel zu.

Aus den blauen Augen der gebrechlichen Frau strahlte ihm der Willkomm entgegen. Sie hob die zitternde Hand. Drei Schritte von ihr blieb der Defonomierat wie angewurzelt einen Augenblick stehen, drehte sich halb um, schlug hin, der massive Körper schnellte noch ein paarmal vom Boden hoch, hart schlug der Hinterkopf auf den Boden, ein leiser Seufzer, ein Strecken.

Am Herzschlag war der Defonomierat Lassing verschieden.

Der Kreis hatte seinen besten Landwirt verloren. Um die offene Gruft scharten sich Hunderte, die dem verdienten Manne die letzte Ehre erweisen wollten. Zwischen ihren Kindern, auf den Arm ihres ältesten Sohnes gestützt, stand die kleine gebrechliche Frau. Würdig und gefaßt. Kaum, daß einmal die zitternde

Hand das Taschentuch an den zuckenden Mund, an die Augen führte.

Und dann ein Lärm in dem großen Hause. Die Gäste wurden bewirkt. Kamen ja zum größten Teile von weit her.

Wie immer saß die Frau, die so jäh Witwe geworden war, in ihrem Sessel am Kamin in der Halle. Man trat an sie heran, drückte ihr die Hand, mancher beugte sich herab und küßte diese Hand, die Segen in Fülle gespendet. Eine Heldin im Leid, die würdige Gefährtin dieses hervorragenden Mannes, über den man jetzt den Grabhügel wölbt . . .

Am Abend saß sie zusammen mit ihren Kindern um den runden Familientisch. Ihr Kopf war klar, ruhig blieben die blauen Augen vor sich hin. Else, aber bestimmt kamen die Worte über ihre Lippen. Man kannte keinen Widerspruch gegen der Mutter Willen. Hatte ihn nie gekannt. Da hätte der Vater losgesdonnert.

„Else, du bist abgefunden! Du wirst, bis ich gestorben, noch einiges aus dem Hausrat erhalten. Deine Brüder werden deinen und deines Mannes Wünschen Rechnung tragen. Ich habe eurem Vater auch gegeben, was ich hatte, er war ein guter Sachwalter, dein Mann ist es auch! Das dank ich dir in dieser ernsten Stunde.“ Dabei blickten ihre Augen den Schwiegersohn an. Dann wandte sie sich an ihren ältesten Sohn:

„Wilhelm, du bist Haupterbe! Familienoberhaupt, nun, wir fügen uns dir! Unbedingt! . . . Wir haben mit dem Vater an diesem Tische oft über die Zukunft von Ernst und Kurt gesprochen . . . Es ist eine traurige Zeit jetzt! Das Geld wird weniger wert von Tag zu Tag. Aus Hunderten sind Tausender, Millionen geworden. Die Landwirtschaft hat diese Scheine in Hülle und Fülle, aber eines Tages wird sich das Rad jäh zurückdrehen, und dann mag Gott Deutschland gnädig sein, meinte der Vater. Dann sollen Ernst und Kurt auf eignem Lande sitzen! Es fällt mir schwer, mich von einem nach dem andern meiner Kinder zu trennen, es ist aber der Lauf der Welt! Also seht euch um! Ihr beide versteht euch! Haltet auch weiter fest zusammen, dann wird Segen auf eurer Arbeit ruhen! . . . Und um mich sorgt euch nicht! Ich wünsche kein Alttenteil, das euch Lasten auferlegt. Wir gehören zusammen in guten und bösen Tagen. Geht es meinen Söhnen gut, freut es mich, sind harte Zeiten, so halten wir sie gemeinsam durch! So war es stets in diesem Hause, so wird es bleiben! . . . Nur um eines bitte ich euch! Wenn Ihr glaubt, die Frau gefunden zu haben, die zu euch paßt, sagt es mir! Ich weiß, was mein Fleisch und Blut — und das eures Vaters braucht!“

Es wagte keines der Kinder zu widersprechen. Man dachte auch gar nicht daran. So lange man denken konnte, war die Mutter das Heiligtum des Hauses gewesen.

II

Im Spätherbst hatten die Zwillinge nach langem Suchen ein Gut gefunden, das ihnen zusagte. Fast vierhundert Morgen groß, weit weg von ihrer im Werra-

tale gelegenen Heimat, in der Altmark. Die Gebäude lagen abseits vom Dorfe, das Herrenhaus war ein alter Bau, aber geräumig, der kleine Park mit einem Teich darin, bestanden von alten Linden, Eichen und Kastanien — arg verwildert. Aber das Land hatte ausgezeichneten Boden. Viele Weiden gehörten zu dem Gute. Auf die Viehzucht wollten sich die Zwillinge in erster Linie legen . . . Und wie es immer gewesen, so blieb es. Meinungsverschiedenheiten kamen vor, aber die wurden ohne Erregung ausgeglichen. Die Arbeit teilten sich die beiden ein, Woche um Woche wechselten sie sich ab. Dann beaufsichtigte der eine den Hof und die Viehwirtschaft, und der andere war auf den Feldern. Bett an Bett schliefen sie. Aus der Heimat hatten sie einige Leute mitgebracht. Die Mamsell, den ersten Ge spannführer und ein Dienstmädchen. Ihr ältester Bruder hatte ihnen aus dem elterlichen Hause die halbe Ausstattung mitgegeben; was noch fehlte, war neu hinzugekauft worden. Die Lensings waren vermögend. Eine große Kassette hatten sie noch voll Scheine. Sie fuhren nach Ostpreußen und kauften dort gutes Milchvieh. Im Laufe der Zeit sollte ihr Eigentum eine Musterwirtschaft werden . . . Ein großes Zimmer, nach dem Park hinaus, hatten sie mit besonderer Liebe eingerichtet. In dem sollte die Mutter wohnen, wenn sie zu Besuch kam. Nachdem die Frühjahrsbestellung im Werratal beendet war, wollte sie der Wilhelm herbringen, einige Wochen sollte sie hierbleiben, dann fuhr einer der Zwillinge wieder mit ihr in die Heimat zurück, so war es verabredet worden. Wie freuten sich die beiden schon heute auf den Besuch der Mutter! An den Gebäuden wurde gebessert in der stillen Winterszeit, der Park in Ordnung gebracht, wenn die Witterung es zuließ. Und wenn größere Einnahmen erzielt worden waren, dann fuhren sie nach Hamburg und vervollständigten ihre Wohnungseinrichtung. Sparen hatte jetzt keinen Sinn. Im Kasten und auf der Kasse verlor das Geld jeden Tag durch den weiteren Sturz der Währung an Wert. Man lebte in dem Winter 1922 zu 1923.

„Augen soll die Mutter machen,“ sagte der eine. Und der andere nickte und beide freuten sich . . .

Im Winter kamen die Landwirte oft zusammen im landwirtschaftlichen Kreisverein. Es gab jetzt ja so viel zu besprechen. Die Zwillinge waren Mitglieder geworden. Lernten in diesem Verein die größeren Landwirte kennen. Man kannte ihnen freundlich entgegen. Sie waren wohlerzogen, zurückhaltend und — gesieben. Sahen sich zum Verwechseln ähnlich. Man bekam auch bald Achtung vor ihren Leistungen. Die jungen Leute wußten, was sie wollten. Manchen, die heitersfähige Töchter im Hause hatten, wären die Zwillinge als Schwiegersöhne willkommen gewesen.

Ein Ball sollte im Februar stattfinden. Der Vereinsvorsitzende fragte die beiden:

„Sie werden doch kommen?“

Dieses Jahr nicht, erwiderten sie, man trauere noch um den Vater.

Die Antwort gesiel. Es waren ganze Kerle, die Lensings, die Krieg und Umsturz nicht verrückt gemacht hatten. Die es rasch vorwärts bringen würden . . . Und mit ein paar Rappen fuhren sie, das war ein Staat! . . . Na, ja. Der Name ihres Vaters als Saatgutzüchter war bekannt in deutschen Landen. Sie hatten eine gute Lehre durchgemacht. Waren bei Lohow in Petkus gewesen und in einer großen Viehwirtschaft in den Marschen. Und wenn einer von ihnen einmal auf einer Tagung des landwirtschaftlichen Kreisvereins das Wort ergriff, so brachte er das, was er zu sagen hatte, kurz und bescheiden heraus. Was aber gesagt wurde, hatte Hand und Fuß.

In diesem Winter saßen die Zwillinge fast Abend für Abend, die Zigarette im Munde, bis nach Mitternacht zusammen, lasen die landwirtschaftlichen Zeitschriften, sprachen sich aus, waren durchaus nicht immer einer Meinung, erhielten sich aber nie. Probieren ging über Studieren, und was für den Boden im Werratal gut war, brauchte es hier nicht zu sein. Auch das Land hatte seine Mücken! Und in der Viehwirtschaft war es nicht anders.

(Forts. folgt.)

Am Wattenmeer.

Der Abend tastet mählich auf die Heide,
In Schlick und Prielen sinkt das Wattenmeer.
Der Himmel ist wie dunklesblaue Seide,
Über den Deich geh'n stille Nebel her.
Die Binsengräser sittern leise, leise,
Das tut der wunderweiche Westerwind.
Heimlich von drüben eine Liederweise,
Auf grauer Hallig singt ein Friese kind.
Ich greife mit verhülltem Blick hinaus, —
Wo liegt das Land der sehnsuchtsstillen Ruh?
Die Möve breitet ihre Flügel aus
Und lenkt den Inseln zu . . .

Hans Bethge

Schnudicke.

Eine Bagabunden-Skizze von Lene Voigt.

An einem nächtlichen Novembervormittag war's, als Schnudicke, der fahrende Sänger, im Hause seinen ergreifendsten Schlager tremolierte:

„Eine Heimat möcht ich haben,
Dort sollt ihr mich einst begraben.“

Die Witwe Platsch, die gerade Kartoffelflöze rollte, riss das Küchenfenster auf und lauschte gerührt. Große Tränen, die bei ihr stets in Alarmbereitschaft saßen, purzelten dabei über das gute, mütterliche Gesicht, in dem die ersten Fältchen die Fünfzigerin kennzeichneten.

Schnudicke hob nach Beendigung seiner Arie den Blick zu den Fenstern empor — und da war's um die Seelenruhe der Platschens geschehen. Sie hatte ihr Lebtag eine Schwäche für dunkelbraune Männeräugen gehabt; aber aus was für Sternen der da in die Welt schaute, das ließ ihr Herz noch einmal Klopfen wie in Mädchentagen. Sie winkte den Sänger zu sich herauf und sagte dazu laut, der Nachbarn wegen: „Ich hab für Sie was Warmes, junger Mann.“

Schnudicke, der zunächst bei allen anderen Parteien des Hauses seinen Fünfer oder Groschen fassierte, klopfte zuletzt auch bei der Witwe Platsch. Die hatte rasch ihre Blaudruckschürze mit einer blendendweissen vertauscht und öffnete zaghaft die Tür.

Der Sänger trat mit töhliger Selbstverständlichkeit ein, als handele es sich um sein vorausbestelltes Hotelzimmer. Seine dunkelstrahlenden Augen musterten die Umgebung und sahnen den Gesamteindruck in die Kritik: „Janz nett einjerichtet.“ Lina Platsch nahm das Urteil mit glücklichem Lächeln entgegen und bewirtete Schnudicke aufs beste. Ob er in Not geraten sei, daß er auf den Höfen singen müsse, erkundigte sie sich nach einer Weile. O nein, das war Schnudicke nicht. Fahrender Sänger war sein eigentlicher Beruf schon seit über zehn Jahren. Nun sei er bald dreißig, und da lohne es sich wohl nicht, noch umzusatteln. Außerdem gäbe es nichts Gesünderes. Ja aber, wo er denn zu Hause sei? Schnudicke verschlang erst den nächsten Bissen, bevor er treuherzig versicherte: „Mal hier, mal da, wie's trefft. Vom Frühjahr bis in den Herbst schlaf ich im Freien, wenn's regnet und im Winter auf'm Bahnhof oder im Asyl.“

Der guten Platschen stiegen schon wieder die Tränen hoch. Was gab es doch für Elend auf der Welt! So ein hübscher, junger Mann, mit solch feinen Händen und — ach ja — wundervollen Augen, und hat nicht mal ein eigenes Bett für die Nacht. Wenn sie nun einen Sohn hätte, dem es ebenso erging . . . Und kurzerhand machte Lina Platsch dem jungen Mann den Vorschlag, bei ihr Quartier zu nehmen. Ein kleines Stübchen, das bis vor Monatsfrist von einer nach auswärts verzogenen Richter bewohnt gewesen war, stellte sie dem Sänger zur Verfügung. Na und was er zum Essen und Trinken brauchte, das fiele schon mit ab. Ganz mittellos stand sie in Gottsgeist nicht da, die Platschen.

Schnudicke war nicht schlecht erstaunt über das unerwartete Angebot. So etwas war ihm in seinem ganzen Leben noch nicht begegnet. Hm, es würde sich bestimmt netter in dem gemütlichen Stübchen der Witwe hausen lassen als in der Obdachlosenbleibe. Und der Winter stand vor der Tür. „Is iemacht“, sagte Gustav Schnudicke gönnerhaft, als hätte er eine Gnade vergeben. (Es soll der Sänger mit dem König aeh'n.)

Was die Beiden anbelangte, klappte die Sache sehr gut. Der junge Mann mit den herrlichen Augen machte sich im Haushalt nütlich, spaltete Holz, schleppte Kohlen, reparierte und bastelte dies und jenes, und erzählte dazwischen viel Schnurrigkeiten aus allen Gauen Deutschlands, die er durchwandert. Doch die lieben Nachbarn tuschelten und wisperten über den Fall. Da kam Lina Platsch der schlaue Gedanke, allen Neugierigen zu erklären, sie habe in Schnudicke

einen verschollen gewesenen Verwandten wiedergerunden, der elternlos sei und einig als junger Kerl nach Amerika ausgewandert war. Das beruhigte die Gemüter, und der Sänger wurde als Pflegesohn der Platzen abgestempelt.

Aber ach, der braven Witwe nahten böse Herzenskonflikte. Schnudische Augen waren zu schön. Schwindlig konnte es ihr auwählen werden, wenn der einen seiner Volltrefferblöde aufblitzen ließ. Freilich, sie hatte schon die ersten Kunzeln zu verzeichnen, aber sonst war sie doch eigentlich noch ein ganz knuspriges Frauenzimmer. Mit schämmigem Erröten hatte sie sich unlängst von dem „Pflegesohn“ sagen lassen, an ihr sei wenigstens noch was dran. Denn Gustav Schnudische schwärzte absolut nicht für die knabenhafte Formen der Frau von heute. Mein Gott, es war doch schon öfter vorgekommen, daß eine reife Frau mit einem bedeutend jüngeren Mann in recht glücklicher Ehe lebte. Mit inniger Freude beobachtete sie, daß ihr Pflegling nach Verlauf von zwei Monaten dank ihrer nahmhaften Kost ein kleines Wänstchen bekommen hatte. Die Liebe des Mannes geht bekanntlich durch den Magen. Warum sollte Schnudische diesem Naturgesetz nicht gleichfalls unterworfen sein?

Eines Märsabends, als sie nebeneinander im Kinosahen, drückte der Sänger in einer plötzlichen Zärtlichkeitsaufwallung einen Kuß auf die runde Wange der Witwe. Da wurde der guten Platzen so warm ums Herz, wie seit langer, langer Zeit nicht mehr. Und auf dem Heimweg, als sie Arm in Arm durch die Strassen schritten, während in den Lüften der Frühling brauste, fand Frau Lina den Mut, Gustav Schnudische ein engeres Miteinanderleben vorzuschlagen. Ob es ihn sehr geniere, daß er um zwanzig Jahre jünger sei als seine künftige Frau?

„Heiraten wollne mir?“, reflektierte der Sänger, „det is jar fein so übler Gedanke.“ Drauf folgte eine schiffahrtsschwere Pause, und dann sagte Schnudische wieder gönnerhaft: „Is iemacht.“

Am anderen Morgen wurden die Formalitäten besprochen. Man wollte sich nicht erst offiziell verloben, sondern Gustav sollte gleich das Aufgebot bejören.

Lina Platzen war durch die freudige Erregung derart verjüngt, daß ihr Äußeres gleichsam die Altersdifferenz zwischen beiden wettmachen wollte. In bräutlicher Seligkeit schüttelte sie von Spind zu Spind, um die Vorbereitungen zur Hochzeit, die auf Ostern anberaumt war, zu treffen. So verging ihr der Tag wie im Fluge, und mit Erschrecken bemerkte sie, daß es bereits sieben Uhr war, ohne daß sie den Abendbrothisch gerichtet hatte. Ihr Herzallerliebster mußte jeden Augenblick zurückkommen.

Als er aber nach einer halben Stunde noch nicht erschien, wurde sie ängstlich, eingedrungen der in letzter Zeit rapid zunehmenden Verkehrsunfälle.

Da endlich ein Klopfen an der Tür. Aber es stand nur ein kleines Mädchen draußen und überreichte einen Brief, den ihr heute nachmittag ein Mann mit der Weisung gegeben hatte, ihn nicht vor Abend der Witwe Platzen auszuhändigen. Drei Malzbonbons habe sie dafür erhalten.

Der „Braut“ schlug das Herz, als drängte es nach außen, setzte dann auf Sekunden aus, hämmerte ernst. Sie fühlte alles, was im Briefe stehen konnte, voraus, und es war nur noch eine Bestätigung ihres Schiffsals, als sie, auf den Küchenstuhl gesunken, las:

„Gutes Mutterchen!

Ich habe mit mich gerungen, aber es geht nich. Im Winter schon, aber wenn der Frühling kommt, ergreift mir der Drieb un ich muß wandern. Dazu kann ich mir nich verheiraten. Es zieht mir wieder hinaus in die Welt. Heissen Dank für alle Liebe un Klöße.

Gustav Schnudische, Sänger.“

Der alte Kastellan.

Von L. v. Nehren.

Er war ein Original, der alte Kastellan, der die drei Dornburger Schlösser den Besuchern zeigte.

Einen ganzen, wunderschönen Sommer lang wohnte sie einmal in Dornburg bei einer Witwe, die ihr alle Tage erzählte, daß sie sich auf das Sterben freue. „Dann braucht man nicht mehr zu schaffen und kann ausruhen. Ach, ausruhen . . .“

Sie hatte auch sehr viel zu schaffen, vom frühen Morgen an, bis spät in die Nacht hinein. Dabei war sie aber immer lebensfröhlich, trotz der Sterbenssehnsucht. Sie schämte sich wirklich einmal, daß sie weiter nichts tat, als sich erholen, mal ein bisschen schreiben, und im übrigen im Park spazieren gehen.

Wundervoll war der Park, mit seinen Laubengängen, die von Rosen überschüttet waren, seinen Terrassen, vor denen die schlanken Malven, die Goethe so liebte, anmutig hin und her schwankten. Ernst und steil ragten die drei

Schlösser nebeneinander empor, jedes aus einer anderen Zeit, jedes vom anderen grundverschieden. Tief unten schlängt die Saale ihren lieblichen Bogen, durch das Grün der Wiesen, das Wehr rauschte, und manchmal rollte ein Eisenbahnzug vorüber, der, von oben gesehen, klein wie ein Kinderspielzeug wirkte. Auf der anderen Seite kletterten Fleder auf steilem Berggelande empor, dazwischen wehete grünes Gras, und hier und da stand ein Gehölz.

Der alte Kastellan führte in den Schlössern umher. Weißhaarig, würdevoll, ernsthaft, sich seines Wertes als Hüter einer großen Vergangenheit bewußt. Er war Selbstherrscher hier in seinem Reich, und man nimmt an, ihm war dabei zu Mute, als wäre er der Fürst selber.

Aus dem fühligen Flur des Schlosses führte eine breite Treppe hinauf, irgendwo stand ein Spinett — schlug man eine Taste an, so erklang ein zerbrochener Ton, und Spinett schwirrte es auf von zerbrochenen Saiten. Er schroten zog man die Hand zurück. Dann die Goethe-Zimmer. Der alte Kastellan stellte sich in Positur. „An diesem Tisch hat Goethe gesessen und den Faust, die Iphigenie und den Hamlet gedichtet.“ Wie er auf diesen Irrtum gekommen war, weiß man nicht, auch nicht, warum ihn niemand darauf aufmerksam machte. Die Wissenden fanden den Witz wohl zu gut, um ihn der Nachwelt vorzuenthalten, und hörten mit andächtigem Ernst zu. Vielleicht hätte der alte Kastellan auch eine Korrektur sehr übel genommen. Er wußte alles, er war unfehlbar, Selbstherrscher.

Dann das reizende Rotkotzöschchen. „Wenn die hohen Herrschaften Dornburg besuchen, führe ich sie zuerst hierher, in den Marmorsaal. Aber es ist lange niemand hiergewesen . . .“ Ein Seufzer.

Er war zugleich auch Gärtner, der alte Kastellan, und sorgte dafür, daß die schimmernde Rosenpracht Dornburgs bis tief in den Herbst hinein immer neu aufleuchtete. Rote, weiße, gelbe, rosa Rosen, Rosen von jeder Farbe, jedem Duft, jeder Art. Von der stolzragenden Gloire de Dijon an, bis zum bescheidenen Hedenröschen. Wir waren in „Dornburg“, aber zum Glück haben nicht nur die Rosen Dornen, sondern die Dornen auch Rosen.

O, du wundervoller, von Rosenduft erfüllter Park! Im Laubengang steht eine Bank. Man sitzt und träumt. Nicht weit steht die Bachantin, die Goethe einst hierherbrachte. Ihr lieblicher Kopf ist auf die Brust hinabgelehnt, sie lächelt, selig berauscht . . . Tiefe Stille, Mittagsstille . . .

Dies ist die Zeit, wo aus dem Hels ein Wimmern. Den Jäger schreit, der Fischer hört ein Lachen, Und golden sieht der Hirt die Tellen schwimmen . . . Und gegen Abend. Eine blassen Mondichel zwischen ziehenden Wolken. Abendschatten füllen das Tal unten, in Naschhausen leuchten einzelne Lichter auf. Ein feiner Rebel steigt von der Saale empor. Füllst wieder Busch und Tal, Still mit Nebelglanz . . .

Es auseist. Durch die Laubengänge wandelt jemand: Das schwarze Käppchen auf dem weißen Haar, im langen geschlossenen Gehrock, die linke Hand im Ausschnitt des Rockes.

Sie lächeln manchmal über ihn, die Dornburger, namentlich die Jugend, die sich so gern und so oft im Schiebhaus im Tanz dreht. Er liebt die Preußen nicht, das wußten sie. Deshalb brachten sie ihm einmal zu seinem Geburtstage ein Ständchen, das mit dem schönen Lied begann: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben . . .“ Und er mußte sich noch bedanken und Wein spendieren.

Zeigt ist er tot, der alte Kastellan, aber mancher, der den hohen Schneckenberg, auf dem Dornburg wie auf einer Insel im Lustmeer liegt, zu den drei Schlössern hinaufklettert, um auf den „Spuren Goethes zu wandeln“, wird sich mit einem Lächeln noch seiner erinnern.

„An diesem Tische, meine Herrschaften, hat Goethe gesessen und den Faust, die Iphigenie und den „Hamlet“ gedichtet . . .“

Gesellschaft und Mode

Wie wird der Kurzhaarshchnitt der Dame in Zukunft aussehen?

Am Kongreß der Internationalen Gesellschaft der Damenfriseure, welcher unter dem Vorsitz des Präsidenten Leon Seitz aus Zürich in den Tagen vom 29. Mai bis 2. Juni in Kopenhagen abgehalten wurde, fand im Anschluß an eine reichhaltige und stark besuchte Frisuren-Revue die obligatorische Debatte über die gegenwärtige und die kommende Mode statt. Es herrschte Übereinstimmung, daß die weibliche Linie durch längeres und weich lockig fallendes Haar gewahrt bleiben müßt. Für Abendgesellschaften wird die Frisur durch Ornamente, die zur Mode passen, belebt, und mit Rückicht auf die moderne intensive Beleuchtung wird die Haarfarbe allgemein lebhafter getönt.

222 Neue Bücher 222

* „Das Ufer“. Ein Buch rheinischer Dichtung, herausgegeben von Otto Doderer. (Walther Gerlach, Verlag, Siegburg i. Rhld.) Dieses Buch ist das erste Sammelwerk, in dem sich die Dichtung der Länder am Rhein von der Schweiz bis Holland in einem Rahmen unmittelbar abspiegelt, obwohl der Rhein selber nur selten genannt wird. Wie die Landschaften am Ufer, gehen die verschieden gearteten und verschiedenen geformten Dichtungen an uns vorüber, und doch ist in allen die alte geschichtliche verbundene Lebenseinheit von Basel bis Rotterdam spürbar. Mehr als 40 Dichter sind in dem Buch versammelt, darunter Herbert Gurlenberg, L. Finch, H. Verch, W. Michel, Alphonse Paquet, Josef Ponten, Eduard Rechnacher, Otto Flale, Adolf von Habsburg, Hermann Kesser, Jakob Kneifl, Karl Röttger, Wilhelm Schäfer, Wilhelm Schmidbauer, Nikolaus Schwarzkopf, Leo Sternberg, Wilhelm Verschoven, Josef Windler, Paul Jech und Carl Juchmayer; außerdem enthält es Abhandlungen über schweizerische, flämische und holländische Dichtung und über zeitgemäße rheinische Literaturfragen.

* Ernst Lange: „Sommerstage“. (Axel Junder, Verlag, Berlin.) Der zuerst mit einem Versbuch „Sehnsuchtslieder“ an die Öffentlichkeit getretene Lyriker bringt einen schmalen Band von Gedichten in Prosa, denen eine bemerkenswerte Eigenart der Empfindung und Gestaltung nicht abgesprochen werden kann. Flucht aus Stadt und Kultur in das Traumreich des Waldes, des Märchens ist der Sinn des Buches, es spielt in ihm ein phantastischer Naturmythos. Einige der kurzen Stimmungsbilder sind mit spürbarem Gefühl für das Wundersame der Schönung sehr fein gelungen, andere verlieren ein wenig durch gewisse allzu absichtsvolle Stilmänner.

* Axel Lübbe: „Der Verwandlungskünstler“. Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. (In der Sammlung „Lebendige Welt“, herausgegeben von Franz Thieß.) Die Hauptnummer einer italienischen Wandertruppe ist der junge Giovanni Schichi. Vermöge besonderer schauspielerischer Geschicklichkeit und seltsamer seelischer Empfindung kann er sich in beliebige menschliche Gestalten verwandeln. Der Zuschauer Simone Donati kommt beim Anblick Giovannis auf eine unheimliche Idee. Simones todkranker Bruder hat sein ganzes Vermögen der Kirche vermacht. Wie, wenn der Verwandlungskünstler sich nach dem vorerst geheim zu haltenden Tod des Bruders in dessen Sterbebett lege und den Tod noch einmal vor Zeugen spiele? Dann könnte er das Testament zugunsten Simones ändern! Es gelingt Simone, den harmlosen und verliebten Giovanni für seinen teuflischen Plan zu gewinnen. Unaufhaltsam, Schritt für Schritt, immer unheimlicher und atembelebender entwickelt sich nun die Handlung, deren großartiger dramatischer Aufbau dies Buch als das geschlossenste Kunstwerk erscheinen lässt, das dem Dichter des „Kainsgrund“ bisher gelang.

* Eine neue Büchertreie bringt der Verlag Scherl-Berlin, geschmackvoll gebunden, zu einem erschwinglichen Preise heraus. Die vorliegenden sechs Bücher berühren sechs untereinander völlig verschiedene Kreise. Das eine Buch von Rudolph Stratz: „Paradies im Schnee“ führt in die klare Hochgebirgslust von St. Moritz. Das zweite: „Stranddistel“ von Sophie Kloth handelt von den Schiffen an den mecklenburgischen Küsten und ihren Schicksalen. Das dritte Buch, von Gertrud Bent, „Venuspfade“, gibt die Geschichte eines 50jährigen Don Juans mit erquidender Heiterkeit. Das vierte Buch ist von Felix Philipp, der das Berlin der sechziger Jahre wie kein anderer zu schildern versteht, und heißt „Liebesfrühling“. Der fünfte Band, ein Kampf zwischen Verbrecher und Richter, geladen mit psychologischer Elektrizität: „Kämpfer“ von Minna Falk. Das sechste Buch endlich, von Franz Genthe: „Der Husar des großen Königs“, erzählt von friderizianischen Offizieren.

* Marthe Vibesco: „Catherine-Paris“, Roman. (F. G. Siedel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.) Die Verfasserin trägt den vielbekannten Namen der rumänischen Familie Vibesco. Sie schreibt französisch und erzählt leidenschaftlichen Herzens, beweglichen Geistes, mit sprühender Intelligenz, mit Humor und neben der Frische und Heutigkeit mit einer kosmopolitischen Tradition, die ihr im Blut liegt. Eine rumänische Prinzessin, wächst die kindliche Catherine in Paris bei der Großmutter heran, wird als Achtzehnjährige Gattin des ehefeindlichen und frauenfreund-

lichen polnischen Magnaten Leopolski, besucht den ehrgeizigen Plänen der Schwiegermutter gemäß die mit königlicher Überlegenheit geschilderten Höfe von Berlin, Wien und Petersburg und reist inmitten der „großen“ Welt, in der sie mit vielbekannten Persönlichkeiten zusammentrifft und wo allerhand Politisches, Amouröses und Eigensüchtiges gesponnen wird, zur Grand-Dame. Umshwärm und oft in Versuchung geführt, trägt Catherine die Enttäuschung ihres Erlebnisses, bis im Augenblick des Kriegsbeginnes die Liebe zu einem anderen Manne aufflammt und ihr Gnade und Leid des großen Gefühls schenkt.

* H. R. Lenormand: „Dissonanz“, Novellen. (Paul Zsolnay, Verlag, Wien IV.) Der bekannte Dramatiker und Erzähler Lenormand erzählt das erregende Schicksal eines Musikers in seinem Widerstreit von höllischem Leben und himmlischer Kunst, eines Missionars, der um einer Dirne willen seinen Gott verrät, und eines naiv-verrückten Weibes, eines hemmungslosen Halbbluts. Ohne Glauben an das Glück der „schönen Seelen“, voller Hohn gegen die Liebe, die ihm seine Freiheit und Einsamkeit raubt, lebt der Musiker sein elendes, ruhelos lasterhaftes Leben — aber aus seinen Lastern, seinen Qualen erwächst ihm seine Kunst, eine unirdisch reine, wunderbar unbeschwerde Kunst, die nichts von dem Jahrtausendealten menschlichen Leid weist. Diese Novellen vom Rande der Wüste Asiras und dem Süßsee-archipel sind von lebensschaftlicher Dichtung und siebendem Rhythmus. Sie spiegeln den Zauber und Farbensang exotischen Wesens wider.

* E. Temple-Thurston: „Charmuse“, Roman. Aus dem Englischen übertragen von Karl Federn. Th. Knaur Nachf., Verlag, Berlin B. 50.) Dieser Roman des irischen Autors E. Temple-Thurston ist fesselnd und rührend zugleich. Die Hauptfigur ähnelt in ihrer schönen Mitterlichkeit Shaws „Candida“. Die Fabel des Buches — ein Kleid gibt einer reisen Frau jugendliches Aussehen und damit das Herz und die heitere Sicherheit der Jugend — ist lebenswahr und humorvoll. Alle anderen Charaktere sind frisch und lebendig geschildert, sodass man das Buch mit größter Anteilnahme liest.

* Horst Schöttler: „Bescheidene Weltgeschichte“. Ein Überblick über die Weltgeschichte von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Mit 16 Bildern. (Verlag Dürr & Weber, Leipzig.) In Horst Schöttlers „Bescheidener Weltgeschichte“ ist all das enthalten, was man wissen muss, wenn man nicht gerade als Gelehrter Spezialstudien betreibt. Schöttler verweilt nicht lange bei allen Einzelheiten der Griechenkämpfe oder der Kaiserzüge nach Rom, er stellt die großen Zusammenhänge auf und gibt Überblicke über ganze Kulturperioden. Bei der „Entdeckung Amerikas“ nennt er nicht jedes einzelne Land, wohl aber zeigt er, wie weit man damals in der Kenntnis der anderen Erdteile gekommen war, und reicht deren weltgeschichtliche Entwicklung zu diesem Zeitpunkte ein. So ist ein Werk entstanden, das durch seine Eigenart auch den Fachmann lebhaft interessieren wird, das aber durch seine Lebendigkeit der Darstellung alle Männer und Frauen, gleichviel welchen Wissensumfangs, von der ersten bis zur letzten Seite fesselt. Wertvolle Bilder aus der Kulturgeschichte — keine Heldenporträts — ergänzen den Text.

= „Wegweiser zum Kunstgesang“, und als Anhang: „Die schöne Stimme“. Von Müller-Söllner, Lehrer des Kunstgesangs zu Darmstadt. (Verlag: Müller-Söllner, Darmstadt.) Der Verfasser ist auch in Wiesbadener Sangeskreisen schon wohlbekannt, und wer seinen Unterricht genießt, wird diesen „Wegweiser“ freudig begrüßt und Rat und Hilfe in allen Fragen der Aufführung, des Tonanlasses, der Aussprache usw. daraus geschöpft haben. Die Methode folgt etwa den Prinzipien der einst hochangesehenen Gesangsmeisterin Luise Reh († 1907), die viele der bedeutendsten Überläufer und -jägerinnen ausgebildet hat. Selbstredend geht Müller-Söllner, der alles bis aufs i-Tropfen durchdacht hat, in Vielem auch eigene und neue Wege; aber auch bei ihm beruht alles auf natürlicher Grundlage ohne „halsbrecherische“ Künstelei. Der Verfasser kann sich nicht genug darin tun, den Studierenden alles so dringend und deutlich als möglich darzulegen: er lässt sich dabei zu manchen vielleicht überflüssigen Wiederholungen verleiten; doch sein pädagogischer Idealismus hat etwas Herzbezugendes! Die Lehrbücher bieten auch ohne Müller-Söllners persönlichen Einfluss für bereits stimmbare Gesangsbegeisterte, für Lehrende und Lernende viel Anregendes; und wenn ein Zweifelnder angesichts dieses neuen „Wegweisers“ fragt: „Ist das denn meine Strafe?“ — so kann die Antwort nur lauten: Viele Wege führen nach Rom und dies ist auch einer, und ein ganz sicherer. O. D.